

Buchbesprechungen

Anthroposophische Formensprache

JOHN PALATINI: **Ostrauer Moderne – Die Grabkapelle Hans-Hasso von Veltheims** (Ostrauer Schriften, Bd. 3), mitteldeutscher verlag, Halle (Saale) 2018, 96 Seiten, 10 EUR

In Sachsen-Anhalt wurde 2019 die hundertjährige Begründung des Bauhauses gefeiert. Doch war nicht einzig dies erwähnenswert! Viele Künstler waren von Rudolf Steiner beeinflusst, über die bisher wenig geforscht wurde, obwohl es auch hier um einen starken Erneuerungsimpuls ging. 2015 wies die Ausstellung ›Aenigma. 100 Jahre anthroposophische Kunst‹ in Halle a.d. Saale darauf hin. Kaum bekannt ist z.B. die 1933 entstandene Grabkapelle Hans-Hasso von Veltheims (1885–1956) in Ostrau.

Als Franz von Veltheim 1927 verstarb, war das Ostrauer Schloss weitgehend verfallen. Erbe war der ältere, dem Vater tief entfremdete Sohn Hans-Hasso, der Rudolf Steiner als seinen esoterischen Lehrer verehrte. Hans-Hasso von Veltheim war 1885 in Köln geboren und verbrachte, da die Eltern geschieden waren, die meiste Zeit in Internaten. Nach dem Abitur in Halle ging er bis 1907 zum Militär. Danach studierte er Kunstgeschichte und Philosophie in München, wo er in Schwabing die künstlerische Avantgarde traf. Kurze Zeit war er verheiratet und hatte eine Tochter. Im Ersten Weltkrieg war er Offizier in Flandern und wurde u.a. auf Zeppelinen eingesetzt. Ab 1924 war er in Berlin als Kunsthändler und Geschäftsführer einer Zeitschrift tätig. Drei Jahre später gehörte er dann durch die Erbschaft plötzlich zum Landadel.

Trotz eines Erbstreits mit der zweiten Familie des Vaters gelang es ihm, bis 1930 das Schloss zu renovieren. In einem Brief an Imogen von Bernus vom 29. März 1928 schrieb er: »Jedenfalls sehe ich eine Kontinuität meiner bisherigen Interessen bezüglich Ostraus auch darin, daß es [...] mein Schicksal zu sein scheint, Wertvolles aus der Vergangenheit in die Gegenwart und Zukunft erhaltend hinüber zu retten.

Hierbei möchte ich versuchen, auch durchaus Gegenwärtiges und Zeitgemäßes diesen Plänen organisch einzuordnen.« (zitiert auf S. 27) So nahm er seine Pflichten als Gutsbesitzer und Kirchenpatron wahr, besuchte auch gelegentlich den Gottesdienst. Schon früh hatte er eigene Fragen zur Kirche, fand jedoch bei seinem Pfarrer keine ausreichenden Antworten. Die evangelische Kirche sah er als zu sehr vom Staat abhängig an, und sie ging ihm – wie er am 17. Januar 1929 an Pfarrer Reinhard Ilse schrieb – zu wenig ein auf das Bedürfnis, »zu freien, selbstbewussten und künstlerischen Menschen zu erziehen« (zitiert auf S. 30).

Religion wurde in der Moderne immer mehr zur Sache des Einzelnen. Alternativen fand Veltheim in Buddhismus und Hinduismus sowie in Kontakten zu Alfred Schuler in München und zu dem Alchimisten Alfred von Bernus und dessen Frau Imogen, die der Anthroposophie nahestand, außerdem studierte er Annie Besants Werke. Hellsichtige Erlebnisse im Ersten Weltkrieg – er konnte vorhersehen, welche Fliegerkameraden von ihren Einsätzen nicht mehr zurückkehren würden – führten ihn zu Rudolf Steiner, der ihm mit Meditationstexten half. Ab 1918 beschäftigte er sich mit Anthroposophie und nahm 1920 an der Eröffnung des Ersten Goetheanums teil. Hier fand er einen Weg für sich, obwohl ihn Steiners Anhänger störten. Jeglichen Dogmatismus ablehnend, blieb er zeitlebens offen für alles. So verehrte er auch Jiddu Krishnamurti, den er nach Ostrau einlud. Schloss und Park verwandelte er, wie er 1927 in sein Tagebuch schrieb, ganz bewusst in einen Ort »für Geistesarbeiter, Wissenschaftler, Universitätslehrer und Künstler aller Nationen und Bekenntnisse« (zitiert auf S. 46).

die Drei 9/2020

Veltheim wünschte sich für seine künftige Beerdigung eine Feuerbestattung. Auf der Urne sollte stehen: »Ex Deo nascimur ...«. Als Grablege wählte er die Patronatsstuhl-Loge in der Ostrauer Kirche, wo ein neuer Altar errichtet werden sollte. Durch Alexander Strakosch und Friedrich Rittelmeyer wurde er an den anthroposophischen Architekten Felix Kayser (1892–1980) vermittelt. Kayser meinte, dass nicht nur der geplante Altar, sondern die gesamte Patronatsloge in sich und mit der übrigen Kirche harmonisieren müsse und schlug drei von Maria Strakosch zu gestaltende Glasfenster vor. Nach anfänglichem Zögern stimmte Veltheim zu. Das Bildprogramm der Kapelle bezieht sich auf westliche und östliche religiöse Vorstellungen. Die Frontseite des Altars trägt ein Rosenkrenz, und die drei Fenster illustrieren die Verbindung von irdischer und geistiger Welt.

Der Nationalsozialismus unterband weitere Vorhaben, nur einen Gedenkstein für Veltheims Mutter im Park zu Ostrau konnte Kayser noch verwirklichen. 1935 trat Veltheim der Christengemeinschaft bei, die in seinem Schloss eine Synode abhielt, und reiste im gleichen Jahr erstmals nach Indien, 1937/38 besuchte er Asien ein weiteres Mal. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Schloss Ostrau von den sowjetischen Besatzern enteignet und der an schwerem Asthma leidende Veltheim floh in den Westen. Nur wenig konnte er retten, darunter seine Urne.

Von nun an wartete er auf den Tod und die Versuchung des Freitods focht ihn an. Doch hielt ihn seine schriftstellerische Arbeit noch über zehn Jahre am Leben. Seine »Tagebücher aus Asien« erschienen zwischen 1951 und 1958 in drei Bänden. Sie sind ein Plädoyer für »das Religiöse in seinen vielfältigen Formen«, wie er 1954 in »Der Atem Indiens« schrieb (zitiert auf S. 84). 1956 starb Veltheim in einem Sanatorium auf der Nordseeinsel Föhr. Anders als geplant, wurde er zunächst auf dem Melatenfriedhof in Köln bestattet. Ein Versuch, die Urne noch zu DDR-Zeiten heimzubringen, scheiterte am Verbot der staatlichen Organe. Erst 1990, rund 33 Jahre nach Veltheims Tod, konnte die endgültige Beisetzung im Grabaltar der Kirche von Ostrau stattfinden.

Dieses kleine Buch von John Palatini enthält viele Ideen und bisher unbekannte Fakten. Einige Namen dürften nur anthroposophischen Insidern bekannt sein. Michael von Busse, Veltheims Enkel, engagiert sich zusammen mit dem »Schloss Ostrau e.V.« und dem Kunstmuseum Moritzburg in Halle für den Erhalt und die Bewahrung des Vermächtnisses. So ist es Hans-Hasso von Veltheim doch gelungen, was einst sein Wunsch war: das Wertvolle der Vergangenheit für eine neue Zeit nicht nur zu bewahren, sondern auch im künstlerischen Ansatz der Anthroposophie fruchtbar zu machen.

Maja Rehbein

Aus dem Aramäischen

MARKUS GRIMM: **Abdulmesih und der liebe Gott – Eine wahre Geschichte von Fremde und Heimat**, Echter Verlag, Würzburg 2019, 180 Seiten, 14,90 EUR

»Das Land ist groß, weit und alt. Vom Turm der Kirche ausgeht der Blick wie in eine lange Vergangenheit, berührt die Dächer der sich türmenden sandfarbenen Häuser, wandert die hellgrauen Gassen entlang bis hinaus vor die Stadt und verliert sich in den sanften Wellen des Tur Abdin. So kann man in der milden, klaren Luft für Ewigkeiten stehen und schauen, ruhig und wartend, nicht verloren oder ratlos. Dieses große, alte Land trägt und hält die Men-

schen seit unvordenklichen Zeiten, seit den Zeiten der Akkadier, der Assyrer, der Perser, der Aramäer, der Römer, der Osmanen. Dieses Land, das sich im äußersten Norden des Zweistromlandes dem Himmel entgegenhebt, ruht, als hätte es schon Weltuntergänge überstanden ...« (S. 5). So leitet der Autor den Lebensbericht von Abdulmesih Yüksel aus Ochsenfurt ein. Ochsenfurt, das liegt in Mainfranken. Doch das große, weite Land, wo Abdulmesih im Schoß

einer liebevollen Familie als Erstgeborener aufwuchs, befindet sich im Südosten der heutigen Türkei. Mutter Sara weiß – unabhängig vom fiktiven Geburtseintrag im Ausweis – eigentlich nur das Geburtsjahr des Sohnes: 1938. Damals starb im fernen Istanbul Staatspräsident Kemal Atatürk. Das sprach sich bis in die entlegensten Dörfer herum, dazu brauchte man weder lesen noch schreiben zu können. Doch die Lebensbedingungen schienen sich dort auch nach dem Zweiten Weltkrieg wenig verbessern zu wollen. So erreichte den jungen Abdulmesih über einen Verwandten die verlockende Nachricht, dass in einem ihm unbekanntem Land namens Deutschland Arbeitskräfte gesucht würden. Abdulmesih hatte als gelernter Schreiner einen Beruf anzubieten, der auch in der Ferne zu gebrauchen war. Markus Grimm hat aus den Berichten und Aufzeichnungen seines Gewährsmanns sorgsam die Lebensgeschichte des einstigen türkischen Gastarbeiters, seinen sozialen Aufstieg und die spätere Familiengründung mit seiner Frau Jülyet rekonstruiert. Ist es also eine rührselige Gastarbeitergeschichte, die uns der Autor da vorsetzt? Mitnichten.

Abdulmesih und Jülyet heiraten 1963, als er noch in der Türkei lebt. Es ist nur die – für die Familie aber wichtigere – kirchliche Trauung möglich, denn die Braut ist erst 14 Jahre jung. Die Trauung findet im Ritus der syrisch-orthodoxen Kirche statt, denn obwohl die Staatsangehörigkeit beider Familien türkisch ist, gehören sie einer anderen Glaubens-, Sprach- und Volksgemeinschaft an: den Aramäern. Zu Recht wird hin und wieder im Buch erwähnt, dass diese Volksgruppe bis heute ihre eigene Sprache, das Aramäische – die Sprache Jesu – spricht auch und gerade in Abdulmesihs Geburtsheimat, den Bergen von Tur Abdin. Diese Wurzeln tragen ihn und seine eigene, wachsende Familie und Verwandtschaft auch im fernen, langsam vertraut werdenden Deutschland.

Später werden alle die deutsche Staatsangehörigkeit erwerben. Viele Verbindungen und Mitgliedschaften knüpfen sich an, etwa bei der Caritas, den Johannitern, bei Kolping-Bildungswerk und Rotem Kreuz – und natürlich beim Syrisch-orthodoxen Kulturverein. So bleiben

Glaube und Sprache der Vorfahren lebendig. Freundschaftliche Beziehungen verbinden ihn mit dem Priester Julius Yesu Çiçek, der 1979 zum ersten Bischof der syrisch-orthodoxen Diözese von Mitteleuropa und den Niederlanden werden sollte, ebenfalls ein Aramäer. Grimm beschreibt die Weihe Çiçeks mit den Worten: »Damit steht er für die ungebrochene Lebendigkeit und beharrliche Ausbreitung seines Glaubens. Hochrangige Vertreter der katholischen, evangelischen, orthodoxen, koptischen Schwesterkirchen wohnen dem unvergessenen Ereignis bei und übermitteln Glück- und Segenswünsche. Zum Abschluss der Feierlichkeit wird das Vaterunser auf Aramäisch gesungen. Abdulmesih fühlt, wie Vergangenheit und Gegenwart an einem Ort zusammenkommen, und weint vor innerer Bewegung.« (S. 164).

Das Aramäische, das heute gesprochen wird, ist natürlich nicht mehr das der biblischen Zeit. Dies wird im Buch nicht angesprochen und sollte doch hier ergänzt werden. Die komplexe Geschichte dieser Sprache könnte man kurz so zusammengefasst: Das Altaramäische wurde im 5. bis 3. Jh. v. Chr. vom sogenannten Reichsaramäischen abgelöst, das eine der Sprachen des Persischen Reiches war. Ab etwa 200 v. Chr. entwickelte sich daraus das Mittelaramäisch mit Sprachzweigen wie das Biblische Aramäisch, das Nabatäische und das Palmyrenische, aus denen später West- und Ostaramäisch hervorgingen. Das aus dem Biblischen Aramäisch hervorgegangene Westaramäische war die Sprache Jesu und seiner ersten Jünger. Im Neuen Testament finden sich Spuren dieser Sprache z.B. in Mt. 27,46 und Mk 15,34 (»Eli, Eli, lama sabachthani?«) sowie Mk 5,41 (»Talitha kumi!«). Die Nearamäischen Sprachen entwickelten sich um 1200 n. Chr. aus den mittelalterlichen Formen des West- und Ostaramäischen und werden heute außerhalb des liturgischen Gebrauchs nur noch von höchstens 1 Mio. Menschen gesprochen.

In diesem Zusammenhang seien die Peschitta-Übertragungen erwähnt, »eine Bibelübersetzung in die zum östlichen Zweig der aramäischen Sprachen gehörende syrische Sprache. Sie ist die verbreitetste Bibel des syrischen

Christentums und gilt als Standardversion der Bibel für Kirchen der syrischen Tradition«. Dabei enthält die Peschitta seit dem 5. Jh. »sowohl das Alte als auch das Neue Testament. Die Assyrische Kirche des Ostens sieht die neutestamentlichen Bestandteile als das ursprüngliche und reine Neue Testament an«.¹

Bemerkenswert ist dazu, dass aus der Geburtsheimat von Abdulmesih auch der bedeutende Gelehrte George M. Lamsa (1892–1975) stammt, genau gesagt aus »Marbishu, einem kleinen Wallfahrtsort in den kurdischen Bergen. Marbishu [...] liegt im äußersten südöstlichsten Zipfel der heutigen Türkei, nur wenige Kilometer von der iranischen Grenze entfernt.«² Lamsa verweist in seinen Schriften auf eine uralte aramäische Zitatensammlung, wohl dem

apokryphen Thomas-Evangelium vergleichbar, die älter als die westlich geprägten Bibelausformungen sein könnte.³ Die Fülle von Lamsa-Veröffentlichungen seit 1923 liegt überwiegend nur auf Englisch vor. Was gäbe es da noch zu entdecken und vor allem: umzudenken ... Jedenfalls ist Markus Grimm und dem rührigen, liberal-katholischen Echter-Verlag sehr für dieses Buch zur jüngeren Geschichte und Gegenwart des aramäischen Volkes zu danken.

Peter Götz

1 <https://de.wikipedia.org/wiki/Peschitta>

2 https://de.wikipedia.org/wiki/George_Lamsa

3 Vgl. George M. Lamsa: »Ursprung des Neuen Testaments« (Lugano 1988) und ders.: »Die Evangelien in aramäischer Sicht« (Lugano 2005).

In den Bereich der Wandlung ziehen

PETER SELG: **Friedrich Doldinger – Priester der Christengemeinschaft**, Verlag des Ita Wegman Instituts, Arlesheim 2019, 176 Seiten, 26 EUR

Von den Schicksalswegen der 48 Persönlichkeiten, welche 1922 die Christengemeinschaft gründeten, ist nicht viel dokumentiert. Abgesehen von wenigen Einzeldarstellungen profilierter Gestalten wie Friedrich Rittelmeyer und Emil Bock sowie der herausragenden Arbeit der früh verstorbenen Priesterin und Historikerin Ellen Huidekoper über Eduard Lenz gibt es vor allem das verdienstvolle Werk von Rudolf Gädeke aus dem Jahr 1992, das Kurzdarstellungen der Lebenswege dieser Gründer enthält.¹ Inzwischen ist die Quellenlage viel reichhaltiger, und so konnte Peter Selg kürzlich ein Buch über Friedrich Doldinger (1897–1973) vorlegen.

Mit seinem umfassenden künstlerischen Werk (Gedichte, Stücke, Aufsätze, Bilder und Kompositionen), vielen Vorträgen sowie einer ungebremsten Initiativkraft gehörte Doldinger für über 50 Jahre zu den produktivsten Kräften der Priesterschaft, in welcher er gleichwohl eine Außenseiterrolle innehatte – seiner Mitgliedschaft in ihrer Leitung zum Trotz.

Von seiner Ausbildung her – er studierte Philologie, Philosophie und Musikwissenschaften

– war Doldinger ein Kulturschaffender und befand sich zu Zeiten sehr entschieden im Gegensatz zu jenen Vertretern der Priesterschaft, die wie Bock und Rittelmeyer die Kirchenströmung repräsentierten. Er hat in dieser Beziehung und Rolle manche Enttäuschung erfahren – und seinerseits die Gemeinschaft vor Herausforderungen gestellt. Zeitlebens suchte er konsequent ein überkonfessionelles Christentum und drängte darauf, das Wirken der Christengemeinschaft an das kulturelle und geistige Leben vor Ort anzuknüpfen: »Zieh möglichst viele Dinge des Daseins in den Bereich der Wandlung«, lautete ein Motto von ihm (S. 62).

Schon als Student bekannte sich Doldinger energisch zur Anthroposophie Rudolf Steiners, und trat mit 22 Jahren durch eine bemerkenswerte, für ihn typische und gegen jegliche Bequemlichkeit gerichtete Verteidigung von Steiners »Die Kernpunkte der sozialen Frage« (GA 23) hervor: »Selbsterziehung und Gründlichkeit fordern die »Kernpunkte«, und das ist wohl das erste, was wir brauchen zur Neugestaltung unseres Lebens«, schrieb er. (S. 17) Doldinger war

bei der Eröffnung des Goetheanums zugegen, trug später wesentlich zur segensvollen Wirkung der von Friedrich Husemann in Günterstal (1925) und Buchenbach (1930) eröffneten Sanatorien bei, auch wenn er sich mit dem Gründer in einem Spannungsverhältnis befand. Nicht zuletzt vermochte er durch seine Distanz zu Bock und Rittelmeyer in den Jahren der Krise zwischen der Anthroposophischen Gesellschaft und der Christengemeinschaft manches Mal zu vermitteln; denn ihm gegenüber zeigte sich Marie Steiner offener und versöhnlicher als gegenüber den Genannten.

Selg arbeitet im Hinblick auf Doldingers Lyrik und seine heute vergessenen Stücke heraus, wie sehr darin die wache Zeitgenossenschaft (manches Mal geradezu prophetisch) dieses

Priesters zutage tritt, der den Sakramenten eine »augenbildende Kraft« und Wirkung auf die Anteilnehmenden zusprach – bis hin ins Nachtodliche, weshalb er in Freiburg mehrfach für unbekannte Verstorbene das Bestattungsritual hielt, denen ein christliches Begräbnis sonst verwehrt gewesen wäre. – Es wird nicht nur der Christengemeinschaft gut tun, sich mit diesem geistesgegenwärtigen und initiativen Menschen zu beschäftigen und zu verbinden.

Johannes Roth

1 Ellen Huidekoper: ›In silberner Finsternis – Eduard Lenz: Ein Leben in den Umbrüchen des zwanzigsten Jahrhunderts‹, Stuttgart 2003; Rudolf Gädeke: ›Die Gründer der Christengemeinschaft. Ein Schicksalsnetz‹, Dornach 1992.

Von der Farbe gezähmten Feuers

PHILIPPE JACCOTTET: **Die wenigen Geräusche. Späte Prosa und Gedichte**, Hanser Verlag, München 2020, 160 Seiten, 23 EUR

Pünktlich zum 30. Juni 2020, dem 95. Geburtstag am des in Frankreich lebenden Schweizer Schriftstellers Philippe Jaccottet, liegt mit dem vorliegenden Band dessen großes Alterswerk zum ersten Mal in deutscher Übertragung vor. Es kann gar nicht ausreichend gewürdigt werden, dass sich das bewährte Übersetzerpaar Elisabeth Edl und Wolfgang Matz auch dieser späten Prosa und Gedichte angenommen hat. Jaccottet, der mit den beiden die Zusammenstellung vorgenommen hat, weiß offensichtlich, dass es ihnen ein weiteres Mal gelungen ist, mehr als eine bloße Übersetzung dieser poetischen Texte, sondern ein Hinübertragen in die deutsche Sprache zu leisten.

Der 1925 in Moudon (Kanton Waadt) geborene Philippe Jaccottet hat in aller Stille und Bescheidenheit, wie es seine Art ist, über Jahrzehnte hinweg ein beachtliches Werk geschaffen. Seit 1953 lebt er in Grignan im südfranzösischen Département Drôme und zählt längst zu den besten französischen Dichtern der Gegenwart. Seine poetische Existenz umspannt allerdings ein ganzes Bündel von Wahrnehmungsmustern.

Neben betrachtender Prosa und Gedichten beeindruckt auch seine gewaltige Übersetzerleistung. Jaccottet hat Schlüsselwerke aus dem Italienischen, Spanischen, Russischen und vor allem aus dem Deutschen in das Französische übertragen, auch den umfangreichen Roman torso ›Der Mann ohne Eigenschaften‹ von Robert Musil. Ohne Übertreibung kann man ihn als einen europäischen Brückenbauer charakterisieren, der in zurückgezogener Unermüdlichkeit dafür Sorge getragen hat, dass fremde Stimmen einen angemessenen Platz in der französischen Literatur erhalten. Seit 1941 versucht er sich mit Übertragungen Rainer Maria Rilkes, 2008 gab er seine Übersetzung der ›Duineser Elegien‹ zum Druck frei. In der vorliegenden Sammlung finden sich Hinweise etwa auf Achim von Arnim, Zbigniew Herbert, Gustave Roud oder Tomas Tranströmer.

Jaccottets späte poetische Bilder sind nicht zuletzt vom Wissen geprägt, dass seine Lebenszeit ihrem Ende entgegengeht: »In der kurzen Zeit, da ein Sternenmeer langsam erlischt von unten hinauf in den Himmel, / mit dem bloßen

die Drei 9/2020

Knöchel im Sommergras / nur dieses Band von Morgentau, das die kraftvoll steigende Sonne jetzt löst« (S. 147). Auf den wenigen Seiten des Prosa-Textes ›Rotkehlchen‹ gelingt es ihm eindrucksvoll, die zufällige Begegnung mit einem Rotkehlchen in seinem Garten mit Reflexionen über das Leben und dessen unwiderrufliches Ende zu verknüpfen: »Über dem Federkleid in der Farbe jener Erde, auf der er so gerne herumspaziert, trägt der Vogel sein Halsband in der Farbe gezähmten Feuers, Farbe des Abendhimmels. Es ist fast nichts, so wie dieser Vogel fast nichts ist und dieser Augenblick und dieses Tagwerk und diese Worte. Gerade nur ein Stückchen Glut, das davonspringt, oder ein kleiner Fahnenträger, Bote ohne richtige Botschaft: unergründliche Seltsamkeit der Farben. Fast nichts würde er wiegen, selbst in der Hand eines Kindes.« (S. 56) Nach dieser poetischen Skizze aus dem Jahr 2009 hat Jaccottet nichts Vergleichbares in diesem Genre mehr veröffentlicht. So bildet sie eine Art poetisches Vermächtnis, zumal hier Jaccottet in aller aufmerksamen Wachheit auf jenen Zustand zu sprechen

kommt, in dem er nicht mehr der Handelnde, sondern der Behandelte sein wird. Das reflektierende Nachklingenlassen des Wahrgenommenen ist die Stärke seiner poetischen Prosa. In dem lyrischen Zyklus ›Für die Ackerwinden‹ vergewissert er sich einmal mehr seiner Herangehensweise, sich an oft unscheinbaren Dingen zu entzünden: »Noch einmal Blumen, noch einmal Schritte und Sätze rund um die Blumen, und dazu noch immer fast die gleichen Schritte, die gleichen Sätze?« (S. 69)

Jaccottet ist ein Farbenseher, ein Wortmagier und Meditierender ohne vorgegebenes Erlösungsprogramm. Einzig der Kraft der Sprache verpflichtet sichten seine Texte jene Gärten und Landschaften, die ihn in unzähligen Spaziergängen das Staunen lehrten. Seine Gedankenwelt wurde durch kulturelle Ereignisse wie Bilder, Bücher, Plastiken und Musik geprägt, deren intensive Rezeption er über Jahrzehnte hinweg mit seiner Frau teilte. Nicht von ungefähr hat die Malerin Anne-Marie Jaccottet ein Aquarell für das Titelblatt dieses Bandes beige-steuert.

Volker Strebel

Gelände innen, Gelände außen

ESTHER KINSKY: **Hain – Geländeroman**, Suhrkamp Verlag, Berlin 2018, 287 Seiten, 24 EUR

Nein, ein Roman ist dieser erzählende Text nicht, beim besten Willen nicht – und was, bitte, ist ein »Geländeroman«? Dieses Buch von 287 Seiten (bei schmalen Satzspiegeln) enthält vielmehr drei Prosastücke, die jeweils in kurze Abschnitte unterteilt sind – man könnte sie auch Essays nennen, aber anschaulich beschreibende, nicht sachlich-trockene. Die Ich-Erzählerin hat drei Reisen unternommen, alle nach Italien, aber nicht in die bekannten Touristenorte: die erste ins Gebirge, die letzte in die Tiefebene und die mittlere in die Vergangenheit, Erinnerungen an die Reisen mit ihrem Vater in das Italien der Siebzigerjahre. Nach dem Tod ihres Freundes M. – zwei Monate später, im winterlichen Januar – geht sie nach Olevano Romano, eine Kleinstadt in den Hügeln nordöstlich von Rom. (Die dritte »Ge-

lände-Erkundung« führt dann in die Lagunendlandschaft des Po-Deltas.) ›Gelände‹ heißt auch einer der Abschnitte des Olevano-Kapitels. Die Erzählerin lebt in einem Haus auf einer Anhöhe, auf der einen Seite liegt das alte Dorf, auf der anderen der Friedhof. Birken stehen als Irrgäste zwischen den Olivenbäumen. Einst haben Maler hier den Ausblick dargestellt – und dabei vielleicht Birkensamen ungewollt mit ihrem Schnupftuch verbreitet. Heute schneidet dort ein Mann Bambusstützen für seine Weinstöcke. Gelände als Ergebnis des Tätigseins? Gelände als Oberbegriff für Kultur- und Naturlandschaft? Gelände zusammenfassend für innere wie äußere Landschaften? Zwischen Lebensreich und Todeszone? Fröhlich macht sie täglich den gleichen Gang, den Hang hinauf, zwischen Olivenbäumen hindurch, im Bogen um den Fried-

hof herum zum kleinen Birkenhain. Vormittags geht sie ins Dorf, nachmittags besucht sie die Gräber. Der Friedhof hat eine Gräberwand, ein Kolumbarium – »Taubenschläge für die Seelen« (S. 22). Ihre Erkundungen werden von Vögeln begleitet, wie von magischen Zeichen. Die letzten Tage des Januar sind die sogenannten Amsestage, *giorni della merla*, in Italien angeblich die kältesten des Jahres. Einmal findet sie einen toten Vogel, eine Tannenmeise: »Wie winzig, wie unwirklich klein Geschöpfe aussehen, wenn das Leben aus ihnen gewichen ist. Der Vogel lag so leicht in meiner Hand, als wäre er hohl, er wog fast nichts, ein trauriges Ding, dem man jetzt, so kurz nach dem Tod, schon kaum noch ein Leben mehr zutrauen konnte.« (S. 39) Am letzten Tag ihres Aufenthalts – mittlerweile ist es März und der Frühling gekommen – singt ein Ortolan: »Einen Augenblick lang schwiegen alle anderen Vögel.« (S. 13)

Gelände der Erinnerung: »Wörter rollten in der Hand wie Murmeln, versehrte Glasmurmeln mit stumpfer, zerkratzter Oberfläche und winzigen Scharten, gescheuert an Sand, Erde, Beton, am Glas anderer Murmeln. Ein leises Klicken, wenn sie aneinanderstießen, ein Geräusch, in das der ganze Körper angespannt horchte, ob es zu einem Bild wurde ... Murmeln waren Geheimnisse in meiner Kindheit ... Mein Vater las mir vor, doch auf Italienisch, was ich nicht verstand. Man braucht nicht alles zu verstehen, sagte er und las, mit der Zeit bekamen die Wörter etwas Beruhigendes, und ich fand sie schön und dachte mir das Meine dabei ...« (S. 12) Der Vater hat das Vorlesen übernommen, während sie wegen einer Entzündung eine Augenbinde trägt. Selten fragt sie nach einem Wort, er würde zu weitschweifig antworten. Viele Jahre später kann sie sich revanchieren, jetzt hat ihr Vater Augenprobleme, und sie liest ihm auf Italienisch vor, aus den »Narratori delle pianure« von Gianni Celati (1984), Erzählungen aus der Ebene also. Sie stellt sich dabei eine norditalienische Flusslandschaft vor: »Die spärlichen Pappelhaine waren der Landschaft Anker in den Lüften.« (S. 123)

Eine der Reisen mit dem Vater führt nach Tarquinia, zu den Totenstädten, den *Necropoli* der

Etrusker. Schriftliche Zeugnisse haben sie nicht hinterlassen, aber ihre Totenstädte mit Bildern, Reliefs, Kammern und Gegenständen, die sie im Erdenleben benutzt hatten. Alles Etruskische und das Blau auf den Bildern von Fra Angelico liebt ihr Vater ganz besonders.

Die Wasserwelt der Po-Ebene wird von Vögeln beherrscht, den Gestaltern dieses (inneren wie äußeren) Geländes: »Ich gewöhnte mich an das nächtliche Rascheln des Winds in der Topfpalme und die Vogelrufe in der Dunkelheit ... Gelegentlich hörte ich Nachtreiher, Kiebitze, manchmal spitzere, hellere Laute, ich wusste nicht, ob Flamingos Nachtrufer waren und wie weit ihre Rufe tragen würden. Immer jedenfalls waren es Vögel, die nachts zu hören waren, nie ein anderes Tier. Tagsüber wanderte ich zwischen den Salinenbecken umher und entdeckte im wechselnden Licht der winterlichen Tage das Gelände immer neu. Jeden Morgen sah ich die jungen Reiher auf dem Stromkabel sitzen. Sie waren unerschrocken und harrten lange aus, während ich näher kam ...« (S. 245)

Dieser Roman, der keiner ist, lässt sich auch als Buch der Trauerarbeit lesen. Dementsprechend gibt es einen Rahmen von jeweils ein bis drei Seiten, kursiv gesetzt: Vorne berichtet die Erzählerin vom Brauch in rumänischen Kirchen, wo es für die Lebenden und die Toten getrennte Nischen gibt, in denen Kerzen entzündet werden können: *vi* oder *morfi*. In einem Film hat sie einmal gesehen, wie ein Angehöriger die flackernde Kerze von der einen in die andere Nische umsetzte, vom Wie-will-es werden zum War-einmal. Im abschließenden Abschnitt »Lamentatio« (vgl. S. 279ff.) schildert die Erzählerin das Bild, auf dem Fra Angelico die Totenmesse für den Hl. Franziskus von Assisi darstellt; das Blau des Lapislazuli ist auf ein kleines Dreieck zwischen den Klostertürmen reduziert.

Es geschieht nicht viel in diesem Buch. Feinheiten der inneren Bewegung werden in einfachen Sätzen ausgedrückt, die aber umso mehr sinnliche Eindrücke aufleuchten lassen. Für »Hain« erhielt Esther Kinsky den Preis der Leipziger Buchmesse 2018, die Jury lobte das Buch als »Schule der Wahrnehmung«.

Helge Mücke

Puppen in der Puppe

CHRISTIAN BREME: **Das Geheimnis der Matrioschka**, mit Liedern von Wolfgang Wunsch, Ikaros Verlag, Basel 2020, 26 EUR

Im Aprilheft dieser Zeitschrift beschäftigten sich je ein Artikel von Christoph Kranich und mir mit der Trans-Identität. Daraufhin ist ein Austausch mit dem Bildhauer Christian Breme entstanden, der in schweizerischen Waldorfschulen eine »Beziehungskunde« entwickelt hat. Außerdem bringt er Schülern in künstlerisch-bildhafter Weise das Thema der Transsexualität nahe.¹ Dies ist kein abseitiges Thema, denn vielen Kindern und Heranwachsenden ist unwohl, wenn sie sich in ihrer Rolle als Mädchen oder Junge nicht zuhause fühlen.

Nun gibt es ein Buch, das eine originelle Imagination für die vielschichtige Hüllennatur des Menschen bietet: die russischen Matrioschka-Puppen. Breme hat ein Bilderbuch geschaffen, in dem er diese Puppen in ungewöhnlicher Bemalung zeigt. Der innerste Kern ist ein König, der von einem Sternenwanderer umgeben wird, dieser wiederum von einer Gärtnerin, und erst die äußerste Hülle ist wieder ein Knabe. Die dazugehörige Geschichte handelt von einem Jungen, der sich eher als Mädchen empfindet und verhält. Die Bilder sind zart, und ebenso freilassend ist auch die Erzählung.

Breme geht von Rudolf Steiners Hinweis aus, dass jeder Mensch einen andersgeschlechtlichen Ätherleib hat. Die Matrioschka-Puppen verbildlichen den physischen Leib und den Lebensleib, der wiederum vom »Sternenleib« in seiner Vielfalt durchseelt wird. Das Ich stellt darin als König den Kern dar. Wenn die äußere Hülle weiblich ist, müsste man also in der nächstinneren Schicht, dem Lebensleib, einen Gärtner statt einer Gärtnerin erwarten.

Zu diesem Buch kann man kostenlos ein Begleitbuch herunterladen, das Lehrern oder anderen mit diesem Thema befassten Erwachsenen eine Verständnishilfe anbietet. Sie besteht in der Frage, ob Menschen, die sich als »im falschen Körper« empfinden, in den irdischen Leib nicht ganz heruntergestiegen und deshalb vom Geschlecht ihres Lebensleibes (im Falle

des beispielhaft gezeigten Jungen: der Gärtnerin) geprägt seien. Ob dies wirklich die Lösung des Rätsels ist, möchte der Rezensent nicht beurteilen. Der Hinweis auf den gegengeschlechtlichen Lebensleib ist ihm auch schon als »Ursache« der Homosexualität entgegengebracht worden. Er hält sich lieber an die weise Warnung Bernhard Lievegoed, die Christoph Kranich im oben genannten Heft zitiert hat: Ohne eigene Einsicht in die besonderen Inkarnationsbedingungen sollte jedes Urteil schweigen.² Die fragende, ermutigende Haltung des Buches jedoch und die Bildhaftigkeit der Matrioschkas³ regen zur milden und liebevollen Begleitung von Kindern in solchen Nöten an.

Frank Hörtreiter

1 Vgl. die Websites www.ikaros-verlag.ch und www.ikaros-matrioschka.ch

2 Vgl. Bernhard Lievegoed: »Der Mensch an der Schwelle. Biographische Krisen und Entwicklungsmöglichkeiten«, Stuttgart ²1986, S. 103 und Christoph Kranich: »Jeder eine eigene Gattung – Die Individualisierung der Lebensformen, Sexualitäten und Identitäten«, in DIE DREI 4/2020, S. 44.

3 Solche Puppen mit gegengeschlechtlicher Bemalung der beiden äußeren Hüllen werden auch vom Ikaros-Verlag angeboten und sind mit 100 EUR angesichts ihrer individuellen Gestaltung nicht zu teuer.

Anzeige

**Bücher anthroposophischer
Verlage und jedes lieferbare
Buch bestellen auf
Glomer.com oder telefonisch
+49 (0) 7578 7729 735**
Glomer.com
Buchversand